

Franckesche Stiftungen zu Halle

Melankofil

Niemeyer, August Hermann

Lemgo, 1787

VD18 13166840

Kriton an Melankofil.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

[urn:nbn:de:obv:ha33-1-190169](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:obv:ha33-1-190169)

Kriton an Melankofil.

Laß mich, lieber Freund, an deinem Busen
 mein zweifelvolles geängstetes Herz öffnen.
 Wenn es Wahrheit wäre, was ich heute las,
 Gott! wenn es Wahrheit wäre, was sollte aus
 dem armen gequälten Kriton werden, und wer
 soll mir sagen, ob es Wahrheit oder Trug ist,
 ob ich hoffen oder fürchten soll? — Du kanst
 es vielleicht, Melankofil. Doch du weißt nicht,
 von wem und von was ich eigentlich rede. Höre
 also! —

Du erinnerst dich doch meines Freundes,
 des ernstesten Sophrons, der mich zuweilen zu dir
 begleitete, wenn unser freundschaftlicher Streit
 über diese und jene philosophische oder religiöse
 Melankofil. 3 Man

Materie nur von einem drittem kaltblütigen Schiedsrichter sollte und konnte geschlichtet werden. Du warst oft dieser dritte, der uns zu recht wies, wenn wir in der Hitze des Streits rechts oder links aus dem geraden Wege getreten waren. Nun dieser Sophron — ist nicht mehr. Seine Tage sind abgerissen, gewaltsam abgerissen — durch ihn selbst abgerissen; kurz er ist, — welch ein schreckliches Wort! — Selbstmörder geworden. O! wie ist er gefallen, dieser gute treue Gefährte meines jugendlichen Lebens! sanft ruhe seine Asche; der Barmherzige richte ihn, nicht der Gerechte. Zwar werden auch Menschen ihn richten, aber gewiß auch schief genug ihn beurtheilen.

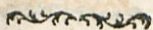
Es war gewiß nicht Schwärmerey, lieber Melankolik, nicht Empfindeley, die ihn fallen machte. Es war Druck von Centnerlasten, Schwere der Leiden, die von allen Seiten auf ihn fielen, es war wie seine hinterlassene fragmen-

mentische Aufträge beweisen, Streben nach Erkenntnis und Wahrheit, das ihn in ein Labyrinth von Zweifeln führte, wo in finsterner Nacht jähe Abgründe ihn umgaben. Zurück konnte er nicht aus eigener Kraft, denn sie war zu sehr erschöpft, — vorwärts auch nicht, da lagen unübersteigliche Felsen zwischen tiefen Schlünden — er wankte, trat fehl und — fiel hinab in die Tiefe.

Den Gang seines Lebens kennest du, Melankofil, es war eine Kette von Drangsalen, woran ein thätiger redlicher Menschenfreund, wie Sophron, nicht hätte sollen gefesselt werden. Jeder seiner Tritte war mit Leidens Thränen gezeichnet, — immer zurückgestoßen, verkannt, gelästert, wurde er endlich in eine Lage hineingezwängt, wo vielleicht auch der standhafteste Held den Muth verloren haben würde. Er wenigstens glaubte keinen andern Ausweg vor sich als — den Tod zu sehen. Er hielt diesen Tod;

3 2

selbst



selbst bey seiner Ueberzeugung, daß Tod und Vernichtung einerley sey, für ein wünschenswerthes Gut, als sein qualvolles Leben, das, wie er glaubte, ihm und der Welt in seiner nunmehrigen Lage zu nichts mehr nütze, und also — den Schritt, den er nun that, weist du schon.

Man ließ mich wenige Augenblicke nach seinem Tode rufen. Sein entseelter Körper lag noch, wie er gefallen war, vor seinem Schreibetisch. Ich ergriff sogleich die darauf zerstreuet liegenden Papiere, und nahm sie zu mir. Hier hast du einige davon; sie dienen vielleicht zu einiger Entschuldigung seiner Entschliezung. Lies, lieber Melankofil, überdenke und urtheile. Aber, Freund, wenn es Wahrheit wäre, was Sophron schrieb — nach mehrmaliger Ueberlegung schrieb? Ach! er schrieb im wichtigsten Augenblicke des Lebens, da er im Begriff zu sterben war! Um wie viel wichtiger wird nun nicht sein Râsonnement! Wenn Männer, wie dieser

Co.

Sophron, solche Schritte thun, so mögt' ich wohl fragen: geschiehet das am grünen Holz, was soll' am dürrn werden?

Tod! du bist das Ziel meiner Wünsche —
Leben! dich stieh ich — Menschen! euch haß' ich. Euch wollte ich es widmen, dieses Leben, euch habe ich es Jahre lang gewidmet; aber ihr stießt mich von euch. Was kann es mir nun, was kann es euch nützen, wenn Sophron sich zur Schande, seinen Freunden zur Last, der Welt unnütz, in Seufzen und Thränen, in Zweifeln und Irthum ein elendes Leben dahin schmachtet. Hier tobt es in mir, das unruhige Herz. Es suchte Zufriedenheit unter den Menschen und in der Welt. O! es kannte die Welt noch nicht, und fand sie zu seinem Schaden als einen Tummelplatz menschlicher, wilder, tobender Leidenschaften. Es kannte die Menschen nicht; es strebte Jahre lang, sie kennen zu lernen, und hat sie mit Gefahr, mit Verlust seiner
3 : Ehre

Ehre und seiner Ruhe kennen lernen. Die wenigen Freunde, die ich hatte, können mich nicht an diese Erde fesseln. Sie sind zu sehr meine Freunde, als daß sie nicht Auflösung meiner Leiden mit mir wünschen sollten. Mein Vaterland kann mich nicht verbinden, länger zu leben; es will meine Dienste und mein thätiges Leben nicht; kann es mich hindern, es zu verlassen? Und wollte es nicht auch meine Dienste — kann ich in der Lage, worinnen ich bin, noch nützen und Gutes stiften? — Ja! ich will sie lösen, meine Leiden, da weder Menschen noch Götter sie lösen wollen — ich will selbst los sein, ich bin mir selbst, ich bin andern zu nützen.

Ich zerbreche diese Fesseln, die mich zu sehr drücken; ich entfliehe aus dem Kerker, der mich so enge einschließet — frey und ledig wird mein Geist, wirksam in höhern Sphären und Regionen,

nen. Aber halt! — wie wenn es mich kei-
ne andere Region gäbe, als die, die ich bin? Wenn
Körper und Geist beyde in ewige Zernichtung
zerfielen? wie oft hat mich dieser Gedanke
gequält?

*) Seyn oder Nichtseyn — dieses ist die Frage!
Ist es edler, im Gemüth des Schicksals Wuth

3 4

und

*) Es ist der bekannte und mit Recht wegen sei-
ner poetischen Schönheit und Erhabenheit be-
rühmte Monolog des Hamlet beym Shakspear.
Vielleicht sind nicht alle Leser mit dem Shak-
spear und seinem Hamlet oder mit der Geschich-
te des Stücks bekannt, oder haben wenigstens
den Shakspear nicht zur Hand — diesen dies
net zur Nachricht, daß Hamlets Vater, rechts-
mäßiger Thronfolger, von seiner Gemahlin
und ihrem neuen Gemahl schändlicher
weise umgebracht worden. Hamlet will den
Tod seines Vaters rächen — an seiner
Mutter und ihrem neuen Gemahl rächen, weil es
ihm

und giftigen Geschloß zu busten; oder
sein ganzes Heer von Quaaln zu bekämpfen,
und

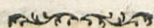
ihm sehr wahrscheinlich schien, daß diese beyden die Mörder seines Vaters gewesen waren. Doch bemächtigen sich Zweifel der fürchterlichsten Art seiner Seele, und ehe er zu einem festen Entschluß kommen kann, sinkt er in Schwermuth und von dieser in Verzweiflung dahin. Da er in diesen schwermüthigen Zweifeln herumirret, fährt ihm der Gedanke durch die Seele, Hand an sich selbst zu legen, und so auf einmal allem seinem Trübsinn ein plötzliches Ende zu machen. Gleichwohl kann er auch den Gedanken nicht aus der Seele schenken: was wird dann aus dir werden — in welchen Zustand wirst du kommen? vielleicht ist auch überhaupt kein Zustand mehr für dich übrig! — In dieser fürchterlichsten aller Lagen bricht er aus: Seyn oder Nichtseyn! — 1c.

und kämpfend zu vergehen? — vergehen? —
 schlafen!

mehr heist es nicht. Ein süßer Schlummer ist's,
 der uns von tausend Herzensangst befreit,
 die dieses Fleisches Erbtheil sind — Wie würdig
 des frommen Wunsches ist, vergehen, schlafen! —
 doch schlafen? — nicht auch träumen? ach!

hier liegt

der Knoten! Träume, die in Todes Schlaf
 uns schrecken, wenn einst dies Fleisch verweist,
 sind furchtbar. Diese lehren uns gedultig
 des langen Lebens schweres Joch ertragen.
 Wer litte sonst des Glückes Schmach und Geißel,
 des Stolzen Uebermuth, die Tyranney
 der Mächtigen, die Quaal verschmähter Liebe,
 den Mißbrauch der Gesetze und jedes Schalks
 Verspottung der Verdienste, mit Gedult?
 Könnst uns ein bloßer Dolch die Ruhe schenken,
 wo ist der Thor, der unter dieser Bürde
 des Lebens länger seufzete? — allein



die Furcht für das, was nach dem Tode folgt,
das Land, von da kein Reisender zurück
auf Erden kam, entwaffnen unsern Muth.
Wir leiden lieber hier bewußte Quaal,
eh' wir zu jener Ungewisheit fliehen. —
So macht uns alle das Gewisse feige!
Die Ueberlegung kränkt mit bleicher Farbe
das Angesicht des feurigsten Entschlusses.
Dies unterbricht die größte Unternehmung
in ihrem Lauf, und jede wichtige That
erstirbt. — — — — —

Nun dann — ich will das Nichtseyn ein-
mal annehmen, was verliere ich, oder was ge-
winne ich? Mein jetziges Seyn ist für mich är-
ger, als der qualvollste Tod. Wohin ich blicke,
sehe ich Nacht für mich, nirgends Rettung, kei-
nen Ausweg, keine Stütze! Ich ende dieses
elende Leben — und bin von allen Lasten be-
freuet; alle Leiden haben ein Ende.

„Frei:

„Freilich ein Ende, armer Sophron, aber auch dein Daseyn hat ein Ende; und ist der Gedanke in gänzliche Vernichtung zu sinken nicht schrecklicher, als alle deine Leiden? Geheßt du nicht eben dadurch, wenn du dem Tode, das heisst, der Vernichtung entgegengehst, dem grössten Uebel entgegen? Vernichtung ist endloses Uebel.“ —

Ich läugne nicht, der Gedanke: aufhören zu seyn, ewig nichts zu seyn, hat etwas erschütterndes; aber der Gedanke ist doch überwiegender: auch meine Leiden hören darn auf, zu seyn. Und wie kann Nichtseyn ein grösseres Uebel werden, als dasjenige, das ich jetzt dulde. Wenn ich nicht mehr bin, so empfinde ich auch nicht; ein Uebel aber, das ich nicht empfinde; ist für mich nicht Uebel. Und so wäre also das Resultat: Tod, auch wenn er Nichtseyn zur Folge hat, ist in meiner jetzigen Lage besser, als Leben. Ein Thor ist, wer nicht nach dem Bessern greift, wenn

wenn



wenn es in seiner Macht stehet, danach zu greifen.

Man sagt mir, mit meinen Grundsätzen und in meiner Gemüthsfassung sey ich ein unnützes Rad in der Maschine des Staats und der Welt, ein überflüssiges in manchem Betracht schädliches Glied der Kette. —

Gut! das alles fühle ich selbst besser und inniger, als ihr es mir sagen könnet. Aber eben dieses Gefühl ist höllisches Feuer im Mark der Seele. Ist es nun nicht rathsamer, besser für die Maschine, wenn sie von diesem überflüssigen Rade befreyet wird? Der Wundarzt schneidet ein brandigtes Glied ab, und man billiget sein Verfahren. Ist es nicht Grosmuth, ist es nicht edle That, wenn ich selbst mein eigener Wundarzt seyn will? Weg mit dem brandigten Gliede, es könnte die übrigen auch anstecken. —

„Aber

„Aber du sollst nicht, sagt man, in die Rechte Gottes greifen; nicht dein eigener Wund-
 arzt seyn, wenn es darauf ankommt, ob ein
 „Glieder abgeschnitten werden soll oder nicht; denn
 „du gehörst nicht dir selbst an.“

Nicht? — soll ich das nicht? — Wozu
 gab mir mein Schöpfer Vernunft? war es nicht
 dazu, um mich so viel möglich gegen das Uebel
 zu verwahren? Nun, ich verwahre mich gegen
 mein jetziges Uebel und gegen alle künftige Uebel,
 wenn ich vom Schauplatz abtrete. Und das soll
 Eingriff in die Rechte Gottes seyn, wenn ich
 seinem Wink folge? Er spricht nicht durch Zei-
 chen und Wunder zu mir vom Himmel herab;
 aber er bringt mich in Lagen, wo ich nicht länger
 dauern kann. Wenn das nicht Wink ist, abzu-
 treten, was ist denn sonst? —

Und wer ist denn dieser Gott, in dessen Rech-
 te ich, wie ihr meiner, Eingriffe thue? — Ihr
 nen-



nennet ihn immer den Richter der Menschen. Wohl, er mag es seyn. Wenn er es aber ist, so laßt uns nicht vergessen, daß eben dieser Richter auch unser Vater ist. Welcher Vater wird sein schwaches, sich ihm in die Arme werfendes Kind zurückstoßen, wenn es in Gefahr ist, zu fallen, oder auch nur in Gefahr zu seyn glaubt? Wolltet ihr euren Gott so sehr schänden! daß er nicht einmal so viel mitleidiges Vatergefühl haben soll — so ist er nicht mein Gott.

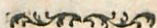
Tod ist entweder Zernichtung des Daseyns, oder nicht. Ist es Zernichtung, so ist es auch Zernichtung aller Uebel, die mich drücken; ist es aber keine Zernichtung — auch gut. Was fürchte ich also? Und ist es gar Verherrlichung unseres Zustandes, wie einige sagen — noch besser; wer wollte nicht diese Verherrlichung dem Elende vorziehen! Auf alle Fälle verliere ich also nichts,

nichts, und im letzten Falle gewinne ich gar, wie der Wurm gewinnt, wenn er jeher, je lieber, die Hülle durchbricht.

Ohnlängst spielte ich vingt & un. Ich verlor. Bald hatte ich mir zu wenig, bald zu viel Karten geben lassen. Ich ließ endlich einmal nach den ersten Karten noch einmal mischen und nun drehte sich mein Spiel. Ich gewann. War es nicht die neue Mischung, die das Spiel wendete? Wohl! Unser Leben ist ein Hasardspiel. Laßt mich einmal eine neue Mischung mit meinen Karten vornehmen. Vielleicht drehet sich das Spiel. Und drehet es sich nicht — nun so kann es nicht unglücklicher werden, als es schon ist.

Gesetzt! ich höre nicht auf zu seyn, wenn ich die Verbindung auch zerreiße, worinnen mein

den-



Lebendes Ich mit meinem Körper stehet, gesetzt! ich daure fort. Wer sagt mir nun, wie ich fort-daure? Hier war ich eine brennende Flamme, und künftig werde ich vielleicht ein Funke seyn, der in einem Berge von Asche fortglimmet — oder wenn ich hier ein Funke war, werde ich dort vielleicht eine Flamme? Heilige Nacht des Todes! wie furchtbar feyerlich ist dein Dunkel! Wer will es wagen, den Vorhang wegzuziehen, da niemand weiß, ob nicht hinter ihm eine wo möglich noch düftere Nacht lieget. Decke mich mit deinem Schleier, damit niemand meine Quaaalen sehe und — ich sie selbst nicht sehe!

Auch der Embrio ist. Wie! wenn mein künftiges Seyn, nur das Seyn eines Embrio vor der Geburt wäre? Oder ein anderes Gleichniß — ohne Zusammensetzung und Häufung von Millionen Sandkörnern stehet kein Felsenberg. Aber ich bitte euch, was ist denn ein einziges dieser todten Sandkörner gegen den ganzen Felsen?

seit

senberg? Ich bin das Sandkorn, der Felsen-
berg ist das Universum. Ein Sandkorn mehr
oder weniger im Berge, thut nichts zur Sache.
Und wenn ich nun künftig nichts mehr als ein
solches entbehrliches, nichts erhebliches zum
Ganzen beitragendes Sandkorn wäre, bin ich
denn besser dran, als jezo? —

Ich soll ausdauern, soll hoffen, daß denn
noch einmahl mein Schicksal sich wenden und Ret-
tung mir erscheinen werde, wenigstens nicht
zweifeln, daß sie mir noch erscheinen kön-
ne? — Thoren, die ihr mit mir also reden kön-
net, ausdauern soll ich? wisset ihr auch, was das
heißet, ausdauern? und wisset ihr, ob ich auch
Kräfte genug zum Ausdauern habe? Daß mir noch
irgend einmahl Rettung erscheinen könne, — wer
zweifelt daran? aber ob es wahrscheinlich sey,
daß sie kommen werde — ob es besser gethan
sey,

Melankofil. Na sey,

sen, sie zu erwarten, oder ihr entgegen zu gehen, Das ist die große Frage, die ihr so leicht beantworten zu können glaubt, und ich bezweifle.

Wenn ihr einen Menschen in einen wild daher stürzenden Strom fallen sehet, wo er jeden Augenblick in Gefahr wäre, in den schäumenden Wellen sein Grab zu finden, wenn ihr sähet, daß er mit höchster Noth an das nahe Ufer noch schwimmen könne, würdet ihr ihm wohl zurufen: Freund, laß den Muth nicht sinken, daure aus, schwimme nicht an dieses Ufer, sondern dort nach Norden hin; zweifle nicht daran, du wirst in der Ferne eine Insel im Meer sehen, an jener Insel steige ans Land; eine angenehme Aussicht, blumigte Wiesen, reizende Gärten, rieselnde Bäche, lachende Fluren werden deine Mühe und deinen Muth belohnen — du wirst ein Elysium finden; was willst du hier an diesem unwirthbaren Ufer? — Ich frage euch, würdet ihr, ohne selbst entweder toll zu seyn, oder

oder voranzusehen, daß der in den Strom gefallene, Rettung suchende toll sey, ihm einen so unsinnigen Rath geben können? Was soll ihm jenes entfernte Elysium? Vom Tode will er gerettet seyn, dazu ist ihm das unwirrbare sandigte Ufer gut genug, denn, ehe er jenes Elysium erreicht, ist er längst ertrunken. — Die Anwendung auf mich ist sehr leicht.

O! allmächtiger Erbarmer; auch meiner Hoffnungen letzte ist dahin. Der Stab, ach! ich wußte, daß er schwach sey, aber es war doch noch meine einzige Stütze — auch er ist gebrochen! Wonne, Freude, Freunde, Güter, Ehre, Ruhe und Kraft des Lebens, alles — alles ist für mich verlohren! Ich sahe sie sinken und — Gott! ich sinke nach. Ich schaue weit umher, ob irgendwo noch eine kleine Spalte oder Ritze

A a 2

sey,



sey, wodurch ein — wär's auch nur ein gebrauchener Lichtstrahl, auf meinen Weg fallen könne — aber vergebens. Es wäre Selbsttäuschung, wenn ich mich mit Hoffnungen trösten wollte, wo keine sind, keine kommen werden. Barmherziger! gönne mir nur noch einige Minuten lang Kraft zum Besinnen! Siehe! ich erkenne es mit Dank, daß du mich ins Seyn riefst; deine Absicht war gut, da du mir das Leben gabst; ich erkenne es als dein Geschenk; ich habe es zu nutzen gesucht, so gut ich konnte, aber nun erlaube, dieses Geschenk in deine Hände zurück zu geben, da ich es nicht mehr nutzen kann, und es mir unbrauchbar und lästig wird. Vielleicht, daß der, den du an meinen Platz treten lässest, es besser gebrauchen kann, als ich. Gott! ich mögte dir nicht zur Schande leben, wie ich mir und meinen Freunden schon zur Schande bin, darum trete ich ab von der Bühne. Ich fühle die Wichtigkeit des Schritts, den ich thun will. Dieses

Ziti

Zittern, dieses Zagen, das sich meiner bemächtigt, läßt mich fühlen, daß der Schritt groß sey, den ich thue. Ich schwebe an Abgründen — schon dämmert alles um mich her — ich wanke — Barmherziger! stärke den Geist, — oder vielmehr stärke das Fleisch, denn der Geist ist wohl stark genug, aber die schwache irdische Hülle zittert! — —

Nun, es sey! ja, es sey! ich fühle mich stark genug. Menschen! ihr könnet meinen Leichnam schänden, meinen Staub in die Luft streuen, meinen Namen brandmarken, was kümmerts mich! Ihr seyd nicht meine Richter. Wenn ich einen Richter habe; so ist es mein Schöpfer. Von ihm, dem Vater, darf ich ein besseres Urtheil hoffen. Werde lichter, Aussicht auf mein Grab, werde lichter und heller! Hier stehe ich noch an der Schwelle, und — was zaudere ich? — — ja! noch diese Minute

Aa 3

Foll



soll mich hinein fallen sehen. Dir fall' ich mein
Schöpfer! mein Richter! mein Vater! Es
sey! — —

Das, lieber Melankofil, waren die letzten
Worte meines Sophron, die er schrieb. Er
fiel wirklich noch in derselben Minute seinem Rich-
ter, mögte er doch in ihm, wie er hoffte, auch
einen Vater gefunden haben! Mir stand, da ich
alles dieses las, jene Stelle aus Klopstocks Mes-
sias lebhaft vor Augen:

„Gelimar lag auf dem Sterbelager, 'ein feu-
riger Jüngling,
recht in der vollen Morgenröthe des Lebens.
Sein Freund stand
neben ihm, reichte ihm Kühle des Quells in
brennendem Durste
Gelimar sprach: Auf ewig! was wähnest du
anders? auf ewig
ist es, daß wir uns trennen! So sind die Loose
gefallen

Je-



jenes Baums und jener Blume, des sterbenden
Jünglings
hier, den du liebest, und deins, und aller, die Sterb-
lichkeit athmen!

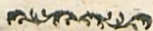
Alles ist aus, vorüber, wenn wir verwelken,
verdorren,
sterben! alles vergangen, als wär' es niemals
gewesen!

Jüngling! was soll der weinende Blick voll Tro-
stes? du willst doch
mich nicht etwa trösten? was soll mir Tröstung?
ich sterbe!

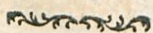
tröste dich, daß du leben mögest! ich fürchter' es
lange,
aber ich dacht es nicht oft in der Freude der blühen-
den Jahre.

Nach nun ist es! gekommen, und ich muß wallen
hinunter.

Etwa ins Grab? ich walle nirgend hin! denn
ich bin dann



aufgelöset, ein Nichts! du wirfst dem verwesenden
 Leichnam
 doch den Namen des Freundes wohl nicht,
 der dich liebete, geben?
 Ehmals schoner ich deiner Thränen, jetzt kenn
 ich kein Schonen
 selber deiner Thränen nicht mehr. Mit eiser-
 nem Arme
 fasset der Tod! und eisern wird des Sterben-
 den Seele.
 Ha! er ist entseßlich, der schwarze Gewitter-
 gedanke
 daß ich sterben muß — hinstürzen muß und ver-
 wesen.
 Höre, vernimm des Scheidenden Wort, du Ges-
 liebter,
 wie ein Krieger den Schild: ach daß ich sterbe
 vergehe!
 flag' ich die Götter nicht an. Wir Armen sind zu
 geringe



zu der Unsterblichkeit! Eile nun hin und schöpfe
der Quelle
ganzen Strudel mir aus, damit ich noch einmal
mich labe,
oder, wird es mir Tod, gleich sterbe. Sein
Freund gebietet,
und sie bringen ihm dar die volle Schaale des
Todes
Bleicher ward er, und schwindelt, und zittert
und starb." — —

Und was sagst du nun, lieber Melankosil, zu
dem allen?